

Vorschlag der Staatspartei für Ostschon Neßen an der Spitze Oberbürgermeister Dr. Kall, Prof. Dr. Kastner und Frau Elisabeth Müller.

### Aus der Industrie

Pressfabrik Unterfachsenfeld W. vom. S. Hellinger Die G. genehmigte die Gewinn- und Verlustrechnung und beschloß, den zur freien Verfügung stehenden Unterfachsenfeld aufzulösen und den Betrag dem Reserve-

fonds zu überweisen, der sich damit auf 48 019 RM. erhöht, diesen zur teilweisen Deckung des Verlustes zu verwenden und die verbleibenden 71 570 RM. auf neue Rechnung vorzutragen. Der Gesamtverlustvortrag stellt sich dann auf 93 225 RM. (i. V. 21 635 RM. Verlust). Aus dem Bericht des Vorstandes ging hervor, daß das Werk Unterfachsenfeld zur Zeit gut beschäftigt ist. Im Wert Unterfachsenfeld wird auch wieder voll gearbeitet, jedoch ist hier eine Besserung des Auftragsbestandes noch nicht zu verzeichnen.

## Zurnen \* Sport \* Spiel

Wöchentliches Organ des vereinigten Gaues Erzgebirge im BRB. und des Westerggebirgs-Turngaues (D.L.)

### Sollen Kinder schon Sport treiben?

Von Sportlehrer Walter Zeh, Marienberg

Sport und Gymnastik haben immer breitere Volksmassen erfaßt und damit aufgehört, Vorrecht für eine bestimmte Klasse zu sein. Sport ist heute mehr denn je Lebensnotwendigkeit für unser Volk. Mit der Durchbildung des Körpers kann gar nicht früh genug begonnen werden; denn eine planmäßige Ausbildung der Muskeln ist imstande, Gebrechen aller Art fernzuhalten oder gar zu heilen. Die körperlichen Übungen sind aber nicht nur allein für kranke Kinder da, sondern für alle, denn ein gesunder Körper ist nun einmal das erstrebenswerteste Ziel.

Für einen Sportverein muß es daher die vornehmste Aufgabe sein, eine Kinderabteilung zu gründen. Sind im Verein geschulte Lehrer vorhanden, dann müßten zunächst einmal alle Kinder der Vereinsmitglieder in einer Abteilung zusammengefaßt werden. Sie in bestimmte Altersgruppen einzuteilen, kann später vorgenommen werden, wenn genügend Kinder für jede Gruppe vorhanden sind. Ein bestimmter Plan ist zunächst auch nicht notwendig. Die natürliche Entwicklung wirkt sich am besten aus.

Sport beginnt am allerersten als Spiel und zwar in Gemeinschaft mit Altersgenossen. Viele Eltern sind noch heute ängstlich und sehen ihr Kind nicht gern mit fremden Gefährten. Trotzdem ist der Umgang mit Gleichaltrigen notwendig, in erster Linie als ein heilsamer Schuß. An den eingeführten Spielnachmittagen im Sommerhalbjahr oder zu den Sportabenden im Winterhalbjahr müssen alle die sportlichen Übungen durchgenommen werden, die den Kindern Freude machen. Kinder lachen gern, und wenn sie statt ernster Bewegungen, die etwas unbequem sind, solche ausüben können, bei denen es etwas zum Lachen gibt, so sind sie leicht dafür gewonnen. Unsere Ballspiele sind stets Gemeinschaftsspiele. Man ahnt gar nicht, welchen wohltuenden Einfluß auf das Gesamtbe-

finden des Kindes sie ausüben. Spielende Kinder sind immer fröhlich, ebenfalls solche, die sich körperlich bewegen dürfen. Es muß natürlich streng darauf geachtet werden, daß dem in der Entwicklung begriffenen Körper keine zu großen Leistungen auferlegt werden. Sie brauchen nicht groß zu sein, aber es geht nicht an, sie auszuhalten, weil sonst die Kinder ermüdet statt erfrischt werden. Falls wäre es, bereits vom Kinde Höchstleistungen zu verlangen. Bei Laufübungen wird natürlich jedes Kind gelobt werden, daß es schneller ist als das andere, oder beim Springen, daß es höher oder weiter als andere springen kann. Das ist gesunde Erregung, der unterstützt werden muß, denn hierbei lernt die Jugend, sich ihrer Kräfte bewußt zu werden. Außerdem kann der Leiter der Kinderabteilung aus den Leistungen erkennen, auf welchem Gebiete sich die einzelnen Kinder herauszuzeichnen, wie eine bestimmte körperliche Anlage zu pflegen und eine vernachlässigte zu entwickeln ist. Der große Vorteil des Sports ist es, das Vertrauen des Einzelnen zu seinen körperlichen Leistungen zu heben. Kinder, die sich stetig Bewegung schaffen, sind lange nicht so empfindlich wie solche, die verhärtet durchs Leben gehen. Sie ermüden auch weniger schnell, lernen rascher erfassen, weil der Sport die Augen öffnet und die Sinne empfänglich macht. Auch die Nervensporttreibender Menschen werden abgehärtet gegen Geräusche, an denen im Zeitalter der Technik selbst die kleine Stadt reich ist. Werden den Kindern für den Sport zwei Stunden am Tage gewidmet, so wird ein gesunder Ausgleich zwischen den einzelnen Beschäftigungen geschaffen, und es wächst ein Gespür heran, das mit kühleren Nerven den Entscheidungen des Schicksals gegenübersteht.



### Neusel befreit den „Champion des britischen Weltreiches“

Der Deutsche Walter Neusel legte in Paris überlegen nach Punkten über den kanadischen Roger-Doger Larry Gains, der noch vor kurzem als Kandidat für die Ausscheidungskämpfe um den Weltmeistertitel genannt wurde.

### Rästel um Magnesia.

Zu den Schicksalsfragen des deutschen Volkes gehört die Steigerung des Bodenertrages. Die höchst seltenen Erzfahrungen bei der Düngung mit magnesiareichen Kalisalzen, von denen Ludwig Schmitt, Darmstadt, berichtet, dürften dabei allgemeiner Interesse begangen. Man hat bisher angenommen, daß schwefelsaures und salzsaures Magnesium den Säuregehalt des Bodens steigert und daher auf einem ohnehin schon sauren Acker schädlich auf die Pflanzen wirken, eine Tatsache, die sich ja mit der physiologischen Reaktion der Salze unklar in Zusammenhang bringen läßt. Diese bisher geltenden Anschauungen sind jedoch durch zahlreiche Feld- und Gefäßversuche der Darmstädter Versuchsanstalt widerlegt worden. Auf den austauschsauren Mineralböden der Mainebene hat man nämlich nach der Düngung mit magnesiareichem Kainit auffallend bessere Ernten an Hafer, besonders an Roggen und stielweise auch an Kartoffeln erzielt als nach der Verwendung von anderen Kalisalzen wie Chloralium und schwefelsaurem Kallium. Die mit Magnesia behandelten Felder lieferten bei einer höchst ungünstigen Reaktion des Versuchsbodens Roggenenergie bis zu 38 Doppelzentnern Körner, während die reinen Kalisalze bei gleicher Bodenreaktion nur bis zu 17 Doppelzentnern erbrachten. Das sind Unterschiede, die auch dem blutigen Regen ins Auge springen.

### Privilegierte Schühengilde Aue

Am Sonntag, den 18. Oktober, hielt die priv. Schühengilde Aue ihr diesjähriges Verber- und Meisterschaftsschießen auf Kleinkaliber ab. Mit Rücksicht auf die schweren wirtschaftlichen Verhältnisse konnte die Beteiligung als eine verhältnismäßig gute angesehen werden. Bierzehn Mannschaften, gestellt von den Militärvereinen, dem Kleinkaliber- und Zimmerschützenklub des Auerlandes sowie der priv. Schühengilde zu Aue, rangen um die Palme des Sieges, eine goldene, eine silberne und eine bronzene Plakette. Die Schühengilde zu Aue konnte sich die goldene Plakette mit 305 Ringen erkämpfen, mit 290 Ringen erhielt die Schühengilde Auerhammer die silberne Plakette, und die bronzene fiel der Kleinkaliberabteilung der priv. Schühengilde Aue mit 278 Ringen zu.

In einer zweiten Abteilung kämpften 88 Einzelschützen um den Sieg. Erster Sieger wurde Herr Walter Stiebler, Aue, mit 140 Ringen, mit 139 Ringen errang sich Herr Bodo Schubert, Aue, den zweiten Rang und Herr Zimmermeister Paul Scheibner, Aue, erzielte mit 138 Ringen als Drittbester. Herrn Gehilfenmeister Jelowitz wurde mit 136 Ringen der erste Ehrenrang mit Schilfe und Widmung zugesprochen, während den zweiten Herr Ernst Unger, Auerhammer, mit 135 Ringen erhielt. Den dritten Rang konnte sich Herr Richard Thierfelder, Aue, sichern, und zwar mit 133 Ringen.

Die Schühengilde Aue hofft auch für fernherin auf ein gutes Einvernehmen mit den Schießsport treibenden Vereinigungen und dankt allen für ihre Beteiligung mit einem „Gut Jai!“

### Gau Mittelsachsen gegen Häbides Diktat

Der BRB-Fall hat naturgemäß in allen Gauen des ausgedehnten BRB-Gebietes den lebhaftesten Widerhall gefunden und erregt allorts mehr als nur ein Kopfschütteln. Erstmalig wehren sich Gau und Vereine gegen die diktatorische Maßnahme des Verbandsvorstandes, hinter die sich Herr Häbide verstanzt und halten mit ihrer Meinung nicht hinter dem Berg. Auch der Gau Mittelsachsen hat sich an den Vorstehenden Häbide gewandt und seiner Verwunderung über das eigenmächtige Vorgehen gebührend Ausdruck gegeben. Die Vertreter des Gaues Mittelsachsen — und mit ihnen sämtliche Vereine und Mitglieder — stehen auf dem Standpunkt, daß dem Verbandsvorstand allein kein Recht zusteht, in solch eminent wichtigen Lebensfragen des BRB über die Köpfe der Gauleiter und Vereiner hinweg so schwerwiegende Entschlüsse zu fassen. Mittelsachsen vertritt die Meinung, daß Verbandsvorstand Häbide mit seinem Stabe beim Deshauer Verbandstage die Vereinsvertreter pflichtgemäß zu unterrichten hätte oder aber später zum allermindesten die Vertreter der Gaues hören müßte, ehe dieser Entschluß gefaßt wurde, der den BRB zu einer „Fikale“ Sölden Deutschlands herabwürdiget. Die Vertreter unseres heimischen Großgaues halten daran fest, daß auch jetzt noch diese sehr bedeutungsvolle Frage nur von einem außerordentlichen Gantage oder einer Gauvertretertagung geklärt und entschieden werden kann und lehnen es ab, sich dem Diktat ohne weiteres zu fügen.

### Um den BRB-Sokal

56 Spiele der 2. Runde — 40 spielfreie Mannschaften

Von den insgesamt 168 Bewerbern, die zur Teilnahme an der 2. Runde berechtigt sind, bleiben 40 spielfrei, während die übrigen 112 am 30. Oktober in 46 Spielen beschäftigt sind. Unter den Spielen sind folgende:

- SC. Jwidau — Sturm Beiersfeld
- SV. Glanbach — Saxonica Bernsdorf
- SC. Jahnstadt — SC. Planitz
- Rechenport Oberlein — Sturm Chemnitz

### Die Liebesbotschaft des optischen Telegraphen

Skizze von G. W. Behr

Nun sind es bald an die hundert Jahre her, daß zwischen Berlin und Magdeburg das erste Telegramm gewechselt wurde. Nicht etwa eines von den heutigen, die der fingergewandte Beamte in den Schnellschreiber hineintippt, sondern eines nach dem System des Augen Herrn Kropat Wistor. Der hatte nämlich den Vorschlag gemacht, eine hohe Generalpostdirektion möge in gewissen Abständen zwischen Berlin und Magdeburg ragende Masten errichten und mit je einem Beamten besetzen. Dieser könnte dann mit Hilfe beweglicher Signalarms die Nachrichten weitergeben, die ihnen vom nächsten Mast übermitteln würden. Auf diese Weise sei es möglich, die geradezu phantastische Geschwindigkeit von vier Zeichen in der Minute zu erreichen. Dann brauchten Depeschen für den Weg nur ein paar Stunden und nicht, wie bisher bei der Beförderung durch Staffetten, einen ganzen Tag.

Das Praktische des Vorschlages leuchtete den Herren in der Generalpostdirektion ein, und eines schönen Julitages wurde mit dem Segen der Mästen begonnen, über die sich die Leute nicht genug wundern konnten. Im November 1832 lag das erste optische Telegramm vom Dach der alten Berliner Sternwarte, wo die Linie begann, hinüber nach dem Turm der Johanniskirche in Magdeburg. Mit den vier Zeichen in der Minute klappte es zwar nicht ganz, aber man konnte immerhin zufrieden sein.

Nun stand so ein Mast auch bei Burg im Altmarkischen, und wenn die Offiziere vom Feldartillerieregiment sich mit ihren Geschützen beim Exerzieren herumplagten — im Winter war es bei der Gelegenheit manchmal recht schön kalt —, dann saßen bei den Telegraphenmasten dort oben stehen und beneideten ihn, weil sich der Mann beim Winken warmhalten konnte. Besonders einer unter den Offizieren interessierte sich für den Mast und seine Verwendung. Das war der Leutnant Hildebrandt. Der sah dem Telegraphenmasten manchmal vorsonnen zu und dachte dabei: „Könnt' ich nur auch eine Botschaft nach Magdeburg schicken.“ Denn dort drüben, gar nicht weit von der Johanniskirche entfernt, sah die Tochter des Oberleutnants Weidlich während ihrer Gedanken sicher recht oft in Burg weilen.

Daß sie selbst einmal dorthin kam, dafür waren freilich die Aussichten recht schlecht. Denn der Vater gestiel sich darin, noch mehr als streng zu sein, und wenn der Leutnant Hildebrandt einmal nach Magdeburg kam und seine Aufwartung machte, dann ließ man die beiden jungen Leute niemals allein. Es gab noch etwas anderes, was den Leutnant mit Interesse der Arbeit der Telegraphenmasten zusehen ließ. Die Beförderung war schlecht, und eines schönen Tages konnte der Leutnant Hildebrandt sich gezwungen sehen, um eine etwas einträglichere Stellung im Zivildienst des Königs von Preußen nachzudenken. Da gestiel ihm der Postbeamte wohl am besten, und es konnte ihm dann nicht schaden, wenn er in die Geheimnisse des Telegraphierens eingeweiht war.

So sah er dem Winken dort oben auf dem Mast zu, und nachdem er sich außerdem ein paar mal mit dem Oberleutnant unterhalten hatte, war es ihm nicht schwer, hinter das Geheimnis des Telegraphierens zu kommen. Von nun an las er mit Vergnügen die hochwichtigen Staats-telegramme, die täglich nach Magdeburg gingen, und von denen er dachte, sie wären doch zum größten Teil Nöhl. Eines Tages aber fand er Gelegenheit, seine heimlich erworbenen Kenntnisse praktisch zu verwerten. Der Kommandeur hatte seinen Offizieren nach einer erlaunlich gut verlaufenen Besichtigung eröffnet, sie könnten fast alle ein paar Tage in Urlaub fahren. Für den Leutnant Hildebrandt gab es natürlich kein anderes Ziel als Magdeburg. Aber mit Wehmur dachte er daran, daß es dort wohl kaum zu einem ungehinderten Blauberständchen kommen würde.

Da hatte er plötzlich einen Einfall. Den begann er am gleichen Tage noch zur Ausführung zu bringen. Der Ober-

telegraphist vom Mast wunderte und freute sich zugleich, daß der Herr Leutnant ihn mit einer Einladung zu einem abendlichen Glas Wein im „Kronprinz“ beehrte. Er wußte diese Ehre so sehr zu würdigen, daß er am nächsten Morgen mit halbtägiger Verpätung, auf seinen Mast kletterte und nicht von dem Telegramm ahnte, daß schon nach Magdeburg weiter gegangen war.

Drüben an der Elbe aber hatte die Nachricht keine Aufregung hervorgerufen. Denn da war ein Bote zum Garnisonkommandeur gekommen und hatte eine Meldung vom Telegraphen auf dem Johanniskirchenturm gebracht: „Gute Muttag treffen seine königliche Hoheit der Kronprinz zur Besichtigung sämtlicher Truppen ein.“

Der General traute sich die wenigen Worte. Sein Entsetzen pflanzte sich auf die Obersten fort: „Eine unvorhergesehene Besichtigung.“ Der Oberleutnant Weidlich aber wurde freudig um die Nase, denn er wußte, daß sein Bataillon miserabel abschneiden würde. Aber da war nichts zu machen. Drei Stunden später stand die ganze Garnison angetreten und wartete auf den hohen Besuch und das erlauchte Donnerwetter, das kommen mußte. Der Oberleutnant Weidlich sah auf seinem Gaud, rutschte im Sattel hin und her und schwitzte trotz der Winterkälte, daß ihm die Tropfen in den Nacken rannen. Dabei ließ er ein Stohgebet nach dem anderen zum Himmel steigen: „Nur keinen Vorbeimarsch in Rossdognestfront, denn dabei macht die Bande den größten Unfass!“ Mittags kam. Die Garnison wartete noch. Es wurde zwei Uhr. Die Garnison wartete noch. Es schlug drei. Die Garnison wartete noch immer auf den Kronprinzen. Es wurde vier Uhr, und die Sonne verschwand im Westen. Da sagte der General ruhigen Gemütes: „Meine Herren, wir rücken ein.“ Dem Oberleutnant Weidlich fiel ein Stein vom Herzen.

Als er nach Hause kam, war er so gut angelegt, daß er keine Lust zum Schimpfen hatte. Grund genug dazu wäre vorhanden gewesen. Denn auf dem Sofa in der guten Stube sah seine Tochter und unterhielt sich sehr angelegentlich mit diesem Zufalls, dem Leutnant Hildebrandt.

Der stand auf, verbeugte sich höflich und sagte — bevor der alte Herr ein Wort gefunden hatte —, er sei auf Urlaub und hätte die Gelegenheit bezogen wollen, um dem Herrn Oberleutnant und den Damen seine Aufwartung zu machen. Da habe er denn gehört, daß der Herr Oberleutnant brauchen bei der Besichtigung sei, und deshalb wartet wollen, um sich untertänigst zu erkundigen, wie die Sache verlaufe.

„Gut“, sagte der Oberleutnant ganz unwillkürlich und rief sich die Hände, „gut, sehr gut! Der Kronprinz ist gar nicht da gewesen.“ Dann fiel ihm wohl ein, daß er sich etwas vergeben hatte, und er wollte grob werden. Doch zum Glück kam die Frau Oberleutnant herein und zog ihn in eine Ecke: „Ein sehr netter junger Mann, dieser Hildebrandt. Weist Du, wenn Du da warst, ist er nie aus sich herausgegangen. Es war ganz gut, daß Du zur Besichtigung mußt, denn da haben wir uns ausdrücken können, und wir Drei sind uns einig.“

Worauf der Oberleutnant als guter Chemann und Vater sagen mußte: „Na, dann darf ich wohl auch nichts dagegen einzumenden haben.“

Später unterhielten sich der General und der Postrat über den sonderbaren Fall mit dem Telegramm. Der Posten auf dem Mast in Burg hatte es — wie er hoch und heilig beschwor — nicht ausgeben. Daß er am fraglichen Tag zu spät zum Dienst gekommen war, bekannte er reumütig und genickt. Auf diese Feststellungen beschränkte sich die Untersuchung. Denn sowohl der General als auch der Rat waren der Ansicht — es hätte keinen Zweck, wenn die Sache hohen und höchsten Lites bekannt würde. Im Grunde genommen habe man sich doch ein wenig Namieret.